

Julia Schoch

Ich, Arrière-Gardistin erschienen in: Neue Rundschau, Heft 2 / 2013

1

Es gibt keine andere Dringlichkeit für einen Schriftsteller als die der eigenen Obsessionen, der eigenen Themen, der eigenen Fragestellungen. Denke ich daran, was darüber hinaus getan werden muss, was *dringend* getan werden müsste, werde ich kraftlos. Unendliche Müdigkeit macht sich breit. Keine bessere Zeit als die jetzige, um wie von einem Hochstand herab zu erkennen, wie lächerlich und auf traurige Weise frustrierend sich jede Anwaltschaft von Autoren ausnimmt. Allein die letzten hundert Jahre – ein großer Katalog der hehren Bemühungen, nicht selten der tänzelnden Einfalt. Ich sage, die jetzige Zeit, aber was ist diese, die westliche Zeit? Eine, kommt es mir sofort in den Sinn, in *der die Dinge bereits getan worden sind*. Wir sind umgeben von grenzenloser Freiheit. Was den einzelnen Menschen noch vor kurzem massiv bedrohte, bevormundete und gängelte – Kirchen oder bürokratische Staatsapparate, Diktaturen oder Moralkodexe, Vätergenerationen oder militante Gruppen – all diese Bevormundungsmächte sind schwache Instanzen geworden. Wir sind nicht mehr gewillt, ja nicht mehr *gewöhnt*, sie über unser Leben bestimmen zu lassen. Wir sind befreit, uns selbst überlassen, isoliert. Das Aufbegehren gegen Mächte, Konventionen oder Gesetze hat sich für den Einzelnen in ein Scheitern an sich selbst verwandelt. Nichts mehr zu delegieren. Wer mag, kann sein Leben von Anfang bis Ende unpolitisch leben. Kein Staat fährt einem in den Lebensweg, man wird nicht zwangsrekrutiert für irgendeinen Krieg, persönliche Entscheidungen müssen nicht verteidigt, sondern bloß geäußert werden, eine Liebe zerbricht statt *an den Verhältnissen* höchstens noch an der Blödigkeit oder dem Unwillen der Beteiligten. So stehen wir nur noch uns selbst und unserem eigenen Unvermögen gegenüber. Die Wände, die uns umgeben: nur noch die unseres eigenen Schädels oder Körpers, unsere Schuldfragen: unweigerlich persönlicher Natur.

Es ist, als würde Josef K. ewig in seinem Zimmer hocken und darauf warten, dass einer ihn verhaften kommt.

2

Es wäre nicht das Geringste, was ein Schriftsteller tun kann, von dieser Verwirrung zu sprechen, dieser Kraftlosigkeit. Seine Epoche *damit* kenntlich zu machen. Man wäre über das bloße Hinnehmen bereits hinaus.

Denn noch immer – immer! – kann man dem Leser die Augen öffnen, das innere Auge, kann man ihm die Seele weiten. Die Weitung der Seele: das letzte verbleibende Ansinnen einer Kunst, die sich heute als widerständig begreift, die eine andere Zeitrechnung entwirft, die anderen Traditionslinien, eigenen Welt-Bildern, einer eigenen Sprache folgt. Die einzige Verantwortung, die ein Schriftsteller hat, ist die Verantwortung für die Wörter. Das sogenannte gesellschaftliche Engagement eines Schriftstellers lässt sich nicht an den Objekten, also den *Themen* messen, die er beschreibt, sondern an der Sprache, mit der er das tut. Das wissen längst alle. Formfragen sind Moralfragen. Wir wissen auch, dass es keine Zeit gibt, die das Schreiben von Büchern unmöglich oder überflüssig macht. Es gab sie nie, wird sie nie geben.

3

Mag sein, es hat Zeiten gegeben, da sich Schriftsteller befeuert fühlten, dazu angespornt, einzugreifen, Vorreiter zu sein. Für das Ego der Schriftsteller wundervolle Zeiten. Zum Beispiel, als es noch keine Fotografie und keine laufenden Bilder gab, die Literatur also die Hoheit übers Berichterstatten besaß. Da sie das einzige war, musste sie nicht fragen, was sie von anderen Medien unterschied. Sie war die Instanz, die in Frage kam, um zu erzählen. Emile Zolas Aufruf an die Künstler: „Kümmert euch endlich um die Wirklichkeit!“ machte die Autoren zu wichtigen Menschen. Welch herrliche Zeiten! Wir leben in genauso herrlichen: In einer Zeit, in der Zolas Aufruf ihren Sinn ganz und gar

verloren hat, wenn es darum geht, sie dokumentarisch abzubilden und damit zu enthüllen, ist dem Autor sehr viel abgenommen. Eine Sternstunde für die Kunst. Der Schriftsteller als freies Wesen, das nur seiner ureigensten Stimme verpflichtet ist. Dann wird dieser Schriftsteller zu einer überaus wichtigen Instanz. Er muss nicht mehr die Wirklichkeit präsentieren, sondern ist einzig und allein der Möglichkeit verpflichtet, einer wundervollen Kategorie, die, wie mir scheint, nur noch in der Literatur ihren Platz hat. Imagination als Wert an sich, der das Leben lebenswert macht. Über den sich das Rätsel Mensch erzählen lässt. In einem solchen Moment wird der Schriftsteller nach dem suchen, was auf geheimnisvolle Weise ausschließlich *er* wissen kann. Nicht einen journalistisch enthüllenden Blick auf DIE Welt, sondern seine EIGENE Welt, seine *ureigenste*, wie es so schön im Deutschen heißt.

4

Ich erinnere mich an die große Angst meiner Kinderjahre: ein neuer, mit Atomwaffen geführter Krieg. An diese Angst und das damit verbundene Szenario einer vollständig verlassenen, vom Menschen nicht mehr bewohnten Welt. Ihre mögliche Auslöschung – plötzlich und radikal – brannte sich als ewiges Bild in die Phantasie meiner Generation. Wie würde eine Welt sein, in der nur noch ein großer Wind über die verwaisten Plätze einer verschwundenen Zivilisation zöge: über die Wohnhäuser, Geschäftsstraßen, Äcker, Kinos, Autobahnen, Friedhöfe, Bibliotheken, Spielplätze, Museen, Sportanlagen, Bahngleise?

Bekanntlich trat dieser tagtäglich heraufbeschworene Krieg nicht ein.

Stattdessen passierten auf überaus herkömmliche Weise Ereignisse – Revolutionen, Umbrüche, gewisse technische Entwicklungen – die den umgekehrten Fall geschehen ließen: Nicht die Menschen verschwanden von der Bildfläche, sondern die Dinge und Orte, die bis dahin unverbrüchlich zu ihrem Leben gehört hatten. Der übriggebliebene Mensch *meiner Welt* sieht sich darüber hinaus einem besonderen Schrecken gegenüber:

mit den Dingen und Orten, die verloren gingen, verflüchtigt sich auch seine Geschichte. Diese spezielle Form des Verschwindens ist unerbittlich, rasant, endgültig. Und so ist es, wenn er sich auf die Suche nach den Spuren seines Lebens macht, jedes Mal, als wären bereits tausende Jahre und nicht nur ein oder zwei Jahrzehnte vergangen. Die Zeit scheint in zwei ganz und gar voneinander abgewandte Hälften zerfallen: Vergangenheit und Gegenwart, und die Verbindung zwischen diesen beiden Zeiten für immer gekappt. Der unaufhaltsame Vorgang des Vergessens ist also nicht – wie stets phantasiert – von den Augen fremder, zukünftiger Wesen verfolgt worden, lange nach dem Untergang des Menschen, sondern der Mensch blickt plötzlich *mit seinen eigenen* Augen in das grenzenlose Universum des Vergessens, das Teil seines Lebens ist. Auf der Suche nach seiner Geschichte, die ihm nicht mehr zu gehören scheint.

5

Nein, die sanfte Vermählung der Gegenwart mit dem Gewesenen gibt es nicht. Wenn die Wände zwischen den Zeiten auf immer undurchlässig geworden sind, wird der Blick zurück zu einer Herausforderung. Die Erinnerung zu einem unsicheren Instrument. Wann hat es das zuletzt gegeben: dass die Gegenwart vollkommen natürlich aus der Vergangenheit herausgewuchert ist – ein Gewächs, an dessen Wurzeln man sich mühelos in eine andere Zeit zurückhangeln konnte? In dem das Heute mit dem Gerade-noch-Gewesenen über hundert Fäden miteinander verbunden war? Stattdessen der Eindruck: die Vergangenheit steckt in einzelnen Schachteln, in unzähligen, fest verschnürten Paketen, darin die Dinge, Stimmen und Bilder, die zu ihr gehören. Kisten und Kästchen, blind nebeneinander, jedes für sich ein verzurrtes Leben.

Ich stelle mir eine Frau mittleren Alters vor, die eines Tages von einem Anruf aus ihrem Alltag herausgerissen wird. Während sie in der Küche ein Fertiggericht aufwärmt, klingelt das Telefon. Sie braucht ein paar Sekunden, bis sie begreift, wer da spricht, obwohl der Mann am anderen Ende der Leitung sofort seinen Namen nennt. Vor ein paar

Jahre hat sie zwei leidenschaftliche Nächte mit ihm verbracht, der Abschied danach war fröhlich und gelassen gewesen, ohne Fragen, ohne Versprechungen für die Zukunft. Sie hatten sich wie höfliche Fremde getrennt. Nun sagt der Mann am anderen Ende der Leitung, er sei auf der Durchreise und wolle sie sehen. In einer Stunde am Bahnhof. Dieser Satz klingt wie ein Befehl. Nicht nur ein Befehl, sich unverzüglich zu diesem Treffpunkt zu begeben, nein: ein Befehl, sich zu erinnern.

Eine Stunde. Auf der Suche nach einem passenden Kleid für dieses Wiedersehen fällt ihr im Schrank ein kleiner Karton in die Hände: Mitbringsel von Reisen, Notizzettel, Erinnerungsstücke. Hastig schüttet sie den Inhalt auf dem Fußboden aus. Gab es nicht auch etwas darin, das zu der Stimme des Mannes am Telefon gehörte, zu seinem Befehl? Sie schaut sich das Sammelsurium an, aber keine Aufschrift, keine Widmung, kein Datum helfen: Was hatte es mit dieser Serviette, diesem Abzeichen, diesem Sektkorken, dieser seltsam altmodischen Münze auf sich? Wo war das Erlebnis zu dieser Eintrittskarte? War das Haus, zu dem dieses Klingelschild gehörte, nicht längst abgerissen worden? Und dieser Stadtplan, war er nicht überflüssig inzwischen, da es eine solche Stadt nur noch im Traum gab?

Sie könnte das Treffen absagen, ein einfaches Nein oder ein wortloses Abschalten des Telefons würden genügen, doch wie von Geisterhand geführt macht sie sich auf den Weg. Während sie sich noch immer die Bilder ihres Liebesrausches damals ins Gedächtnis zu rufen versucht, wird sie von tausend Hindernissen aufgehalten: schon im Treppenhaus wird sie zurückgedrängt von neuen Mietern, die kantiges Mobiliar an ihr vorbeischleppen, auf der Straße staut eine Kundgebung die Menschen zusammen, dass kein Durchkommen ist, eine Kapelle spielt, Verkehrsumleitungen, dann endlich doch Richtung Bahnhof ein Bus, in dessen Tür sie sich den Mantel aufreißt, der Regenschirm, der als Spazierstock dient, verbogen, bis zuletzt auch die Schachtel mit der Vergangenheit herunterfällt und der Inhalt zwischen fremden Menschenbeinen verstreut liegt.

Verzweifelt kriecht sie herum, um alles wieder einzusammeln: gehörte diese

Streichholzschachtel dazu? Und dieser gelbe Handschuh ...? Die Zeit wurde knapp, am besten sie stieg wieder aus aus diesem Gefährt, das sich nur schleichend seinen Weg zum Treffpunkt bahnte, und lief zu Fuß.

Mit wild klopfendem Herzen, die Schachtel gegen die Brust gepresst, überquert sie endlich den Bahnhofsvorplatz. Rechtzeitig, eben noch. Plötzlich dann: abruptes Stillstehen. Das Haar verklebt, schaut sie um sich, ein Urzeitmensch zwischen all den Passanten, die kreuz und quer über den Platz laufen. Wie eine Nadel stößt ihr der Gedanke ins Hirn: nie im Leben wird sie den, der sie hierher bestellt hat, wiedererkennen. Er musste sich verändert haben, konnte es anders sein? Sie beginnt die Gesichter abzusuchen nach einem Hinweis, einem Gang, einer Geste, irgendetwas, das ihrer Erinnerung an ihn ähnlich war. Endlich: jemand, dort drüben, der zu warten schien. Ein Mensch, abgewandt. Minutenlang starrt sie auf seinen Hinterkopf. Kein Schritt näher, sie wagt es nicht. Erschöpft setzt sie sich schließlich auf einen Straßenpoller. Vielleicht war es besser, einfach abzuwarten. Er würde sich schließlich umdrehen müssen. Und so war es auch. Sie sah schon, wie er sich in ihre Richtung wandte. Doch noch bevor er sich ganz umgedreht hatte, senkte sie den Kopf und schloss die Augen.

6

Wie das Gefühl der Trauer zur Zerstörung gehört, so entspricht die Melancholie der Erfahrung des Verschwindens.

Damals, als sie sich so fröhlich auf diesen Mann eingelassen hatte, gab es nur eine Richtung der Zeit für sie: die Zukunft, und jedes Ereignis in ihrem Leben war eine Sprosse auf der Leiter in diese Zukunft hinein. Jetzt hat sie nur noch eine diffuse Erinnerung an diese Zukunft. Und längst hat sie nicht mehr den Eindruck, auf einer Leiter zu stehen. Vielmehr befindet sie sich auf einer Art Geröllberg, über den viele verschlungene Wege laufen. Auf diesem Berg liegen die Einzelheiten der Vergangenheit verstreut: episodisch, sinnlos, unwahrscheinlich, als hätte es diese andere Zeit nie

gegeben. Ab und zu leuchtet etwas in dem Gewühl der Dinge auf – dem kurzen Aufflackern des Erinnerns ähnlich, das eine Kehrseite des Vergessens ist.

Dass sie den Kopf senkt, heißt, sie hat im Dickicht der Gegenwart jeden Beweis für ihre Leidenschaft verloren. Es war unsinnig, ja unmöglich, eine Verbindung zu einem Mann wiederaufnehmen zu wollen, der längst ein Geist geworden war. Sie senkt ihn nicht *obwohl*, sondern *weil* sie ihn erkennt. Erst das mögliche Wiedersehen lässt sie die Vergeblichkeit dieser Unternehmung spüren.

Was bedeutet es für einen Schriftsteller, in einer Welt zu leben, in der das Verbindungsseil zwischen Vergangenheit und Gegenwart immer fasriger wird? In der die Geschwindigkeit der Geschichte sich immer mehr erhöht und der träge Mensch unablässig von ihr überholt wird? In einer solchen Welt wird der Begriff der Avantgarde sinnlos. Wo die wesentliche Erfahrung die unaufhörliche Metamorphose allen Seins ist, lässt sich nur in eine Richtung sehen: zurück.

In Kriegen sind Truppen, die am Ende einer Marschkolonne gehen die Arrière-Garde. Diese Nachhut soll dem von hinten angreifenden Feind das Herankommen unmöglich machen. Durch ihren rückwärtsgewandten Feuerschutz gibt sie dem Rest der Truppe Zeit, sich auf den Kampf einzustellen.

Der von hinten angreifende Feind: das Vergessen.

Gegen das Vergessen angehen – aber nicht wie ein Archivar oder Chronist, der sich im Aufschreiben eines vergangenen Geschehens erschöpft. Nein, das Vergessen schildern als das, was den Menschen ausmacht, ihn ans Vergessen *erinnern*, es ihm *vorführen*. Ihn mit seinen eigenen Augen in das Vergessen hineinblicken lassen (und ihn so retten).

Die Bücher, die auf diese Weise, in einer solchen Welt entstehen: der erinnerte Rest eines anderen, vielleicht umfassenderen Buches, das nicht mehr geschrieben werden kann.

Fundstücke ohne Archiv, die als Spuren einer verschwundenen Zeit durch den unendlichen Raum der Gegenwart treiben.